

Wie ein Platzregen Der junge Elias Canetti machte im Sommer 1928 Bekanntheit mit der Berliner Szene

Von Aureliana Sorrento

Die Hand wippt über den Seiten, schlägt sie vorsichtig an den Blattzipfeln auf. Das Papier ist vergilbt, aber noch fest, nur die Kanten des Buchdeckels sind abgescheuert. "Berliner Adressbuch 1930" liest man auf dem Deckblatt. "Man muss den Band des darauf folgenden Jahres nehmen", sagt der Museumsmann, "die Adressbücher hat man immer später angefertigt." Gerd Heinemann liest, überliest. Mit der Fingerkuppe streift er die Spalten, flusekleine Schriftzeichen. Solche, wie sie aus den Buchrücken in den Schränken hervorlugen, die das Depot der Stiftung Stadtmuseum füllen. Durch die Fenster zwischen den Regalen flirrt blass der Teich, dahinter ragen neugetünchte Plattenbauten, der Lanzenkopf des Alex. Auch das, sicher, wird in den Bänden gespeichert sein. Berlin 2001. "Hier!" Die Hand ist stillgestanden, der Fingernagel deutet auf den Fettdruck: "Kurfürstendamm 76". Mitte Juli 1928 fuhr Elias Canetti über die Sommerferien nach Berlin. Er war damals 23 Jahre alt, studierte Chemie in Wien, hatte Gedichte geschrieben, Pläne zu einem Werk über die Masse geschmiedet, aber noch nichts veröffentlicht. Nach Berlin kam er auf einen Anruf Ibby's, einer befreundeten ungarischen Dichterin. Ibby muss nicht gerade eine ätherische Erscheinung - Pomona nennt er sie einmal in seiner Autobiografie - doch eine Schönheit gewesen sein. Nach kurzer Zeit in Berlin kannte sie jedermann, der sich zu Kunstzwecken in der Metropole tummelte; schließlich hatte sie Canetti dem Verleger Wieland Herzfelde empfohlen. Herzfelde war so kulant, den Unbekannten aus Wien nicht nur mit der Vorbereitung einer Biografie von Upton Sinclair zu betrauen. Auch überließ er ihm, da er im Sommer mit seiner Familie am Nikolassee wohnte, einen Teil seiner Wohnung am Kurfürstendamm 76. Canetti bekam ein kleines Schlafzimmer und ein anliegendes Arbeitszimmer "mit einem schönen runden Tisch". Das Anwesen am Kurfürstendamm 76, so steht im Adressbuch, gehörte dem Bankhaus Schönberger & Co. Im Erdgeschoss hatte sich ein Tabakwarenhändler eingemietet, "Gebrüder Gerstmann, Zigarren" war die Geschäftsadresse. Wieland Herzfelde, Verleger, Gründer des Malik Verlags, Mitglied der KPD und des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller, Bruder des Dadaisten John Heartfield und Förderer von George Grosz, wohnte im Dachgeschoss. Seine Wohnung verfügte über einen Telefonanschluss. "Das Haus lag mitten im Trubel", erinnerte sich Canetti Jahrzehnte später, "aber so hoch oben schien es ruhig, da dachte man wenig an den Lärm." Was er aus den Fenstern von Herzfeldes Dachwohnung sah,

hat Canetti nicht festgehalten. Aber der Geräuschpegel, der am ehemaligen Reitweg der Hohenzollern herrschte, blieb ihm im Gedächtnis. Berlin zählte damals über vier Millionen Einwohner, 49 Theater, drei Opernhäuser, drei große Varietés, 75 Kabaretts, 363 Kinos, 200 Verlage, 16 000 Gaststätten und 2 633 Zeitungen und Zeitschriften. Die Wogen, die all dies Treiben schlug, brandeten, gischten und bitzelten am Kudamm. Die modernsten Geschäftshäuser, die glitzerndsten Kinos, die elegantesten Konfektionsläden, die beliebtesten Theater, die Cafés und Restaurants très en vogue waren dort zu finden. Auf den Schienen, die den Boulevard durchschnitten, fuhren die Straßenbahnen im Takt. Autos rollten unablässig über die Fahrbahnen. Köpfe, Köpfe, Köpfe, Bowler, Schals und Pelzkragen, drängten sich dicht an dicht um die Tischchen der Straßencafés. Ein Gewimmel, in dem die "Stützen der Gesellschaft" neben Schiebern, Künstlern, Geistesarbeitern und Huren tollten. Anfangs wunderte sich Canetti, dass er keine zehn Schritte gehen konnte, ohne jemandem zu begegnen, der berühmt war. Heinemann hat einen alten Scherl-Stadtplan aus einem metallischen Schubfach herausgeholt. Er sucht mit der Lupe der Linie des Boulevards entlang zwischen Viktoria-Auguste-Platz und Halensee. Hinter der Linse sticht die Zahl 76 von den ausgeblichenen Farben ab. Er findet sie neben dem Lehniner Platz, an der Ecke Güstrierstraße, die es nicht mehr gibt. Kurfürstendamm 76. Es steht immer noch dort, wo sich das Haus von Schönberger & Co. befand. Ein Neubau, Steinplatten und Rechtwinkel, sechs Stockwerke hoch. Gräulich wie der Winterhimmel. An der Frontecke links der Laden eines Coiffeurs, rechts davon ein Küchengeschäft für das Charlottenburger Meublement. Vom dritten Stock herab blickt ein altes Fensterlieschen auf den Gehsteig, wo der Wind um Glasschaukästen fegt. Eine Einwohnerin in strähnigem Pelz kloppt so lange mit dem Schlüsselbund am Türschloss bis es knackt und sie hineinlässt. Abends wurde der Gast aus Wien von Ibby und Herzfelde ausgeführt. Sie stellten ihn jedem ihrer Bekannten vor, und jeder war irgendwie ein Name. Dem Dreiundzwanzigjährigen schwindelte es vor diesem Berlin, in dem das Neue ständig das Alte ablöste und "die Dinge wie Leichen im Chaos umherschwammen"; in dem sich Geist mit Animalität reimte, und beides in höchstem Maße gesteigert wie ein dauernder Platzregen auf einen schlug. Er nahm die Schläge an, "wartete auf neue Schläge", riss die Augen weit auf, schaute und hörte zu. Einige Schritte vom Rathaus Schöneberg, nordwärts. Dort, wo ein massiges Blockhaus selbst die Möglichkeit

irgendeiner Gaststätte zu negieren scheint, so stur stehen da die Haustürchen unter Vordächern in Reih und Glied. Ein Ort, an dem man abends niemanden trifft, es sei denn jemanden, der zur Ampel eilt, um auf der anderen Straßenseite beim Schnellimbiss ein Stück Export-Pizza zu holen. Hier also, in der Lutherstraße 33 - heute haben die Häuser allerdings andere Ziffern - eröffnete Max Schlichter 1925 ein Restaurant. An den Wänden hingen zum Verkauf die Bilder seines Bruders Rudolf Schlichter. Weil der Künstler-Bruder dem Berliner Dada angehörte, später der kommunistischen "Roten Gruppe" beitrug, wurde das Lokal in linken Künstlerkreisen schnell bekannt. Erwin Piscator und Egon Erwin Kisch ließen sich gelegentlich sehen. Bertolt Brecht war bei Schlichter Stammgast. Das Lokal war eines der ersten, das Canetti in Berlin besuchte. Komischerweise hatte er den Eindruck, das Restaurant sei besonders von Schauspielern frequentiert. Unter den Anwesenden fiel ihm allerdings nur Brecht auf. Er muss an dem Abend die Kluft getragen haben, in der ihn Rudolf Schlichter porträtiert hatte: Lederjacke mit dicken Knöpfen, Lederkrawatte und Zigarre in der Hand. "Seine proletarische Verkleidung", folgerte Canetti, der dieser Aufmachung nichts abgewinnen konnte. Von Anfang an war ihm der Mann zuwider: ". seine Worte kamen hölzern und abgehackt, unter seinem Blick fühlte man sich wie ein Wertgegenstand, der keiner war, und er, der Pfandleiher, mit seinen stechenden schwarzen Augen, schätzte einen ab." Bertolt Brecht - ein Pfandleiher. So sieht er auch im Porträt aus, das Rudolf Schlichter von ihm gemalt hatte: heruntergekniffene Augenwinkel, heruntergepresste Mundwinkel. Ernst Joseph Auricht, der Brecht um ein neues Stück ersuchen wollte, verglich seinen Ausdruck mit dem eines Asketen und eines Galgenvogels. Brecht schlug ihm eine Bearbeitung von John Gays "Beggars Opera" vor. Für den 31. August 1928 war die Uraufführung der Dreigroschenoper angesetzt. Sie fand im Theater am Schiffbauerdamm statt, das Publikum quietschte vor Freude und polterte Beifall. Elias Canetti war mit Ibby anwesend, klatschte aber nicht. "Es war der genaueste Ausdruck dieses Berlin", schrieb er später, "Die Leute jubelten sich zu, das waren sie selbst und sie gefielen sich. Erst kam ihr Fressen, dann kam ihre Moral, besser hätte es keiner von ihnen sagen können." B.B. - das Gottseibeius. Canetti sah Berlin mit den Augen von George Grosz. Nicht erst, nachdem Grosz ihm seine Zeichenmappe "Ecce Homo" geschenkt hatte. Grosz' Zeichnungen kannte Canetti aus Frankfurt am Main, wo er in der Auslage einer Jugendbücherstube Bücher von ihm gefunden hatte. Dann ging er mit Herzfelde zu Grosz, er sah die Ecce-Homo-Bilder, die als pornografisch verboten worden waren, fortan fand er sie überall, diese Tiernmenschen aus dem Nachtleben Berlins. Grosz' Homunkuli mit gezwirbeltem Schnurrbart, seine Circen und Scharteken mit entblößten Leibern schoben sich wie eine getönte Brille zwischen ihn und die Stadt.

Selbst die Laternen haben sich in der Rankestraße dem Gebot der Nützlichkeit angepasst. Funktional und mehr nicht sind die Bauten, denen die Schuttbrachen gewichen sind. Sichtbeton, quadratische Luken, eng beieinander. Stahlmasten mit dem Kopf eines Frosches bestrahlen den Gehweg, den Autos immer verstellen, obwohl es gleich nebenan ein Parkhaus gibt. Tuckern von Motoren beim Einparken. Tuckern von Motoren beim Ausparken. Stöckeln von Damen ins Wertheim. Stöckeln von Damen aus dem Wertheim. Das Kaufhaus hat einen Seiteneingang in der Rankestraße, wo es Rosenthal-Design und Apollo-Optik ausstellt. Rankestraße 4. Einmal, bestimmt, ist das Haus in Trümmern gewesen. "Es war bei Schwannecke, einem Restaurant, das mir luxuriös vorkam, vielleicht weil man nachts und nach dem Theater hinging, es wimmelte dann nur so von berühmten Theaterleuten. Kaum hatte man einen bemerkt, ging schon ein anderer vorbei, der als noch bemerkenswerter galt, es gab ihrer so viele in dieser Blütezeit des Theaters, dass man bald darauf verzichtete, jeden von ihnen zu beachten. Aber es kamen auch Schriftsteller, Maler und Mäzene, Kritiker und Nobeljournlisten, und immer war Wieland, mit dem ich gekommen war, so aufmerksam, mir zu erklären, wer die Leute waren." In der Rankestraße 4, wenige Minuten von der Gedächtniskirche entfernt, lag die Weinstube Stephanie. 1921 hatte der Schauspieler Viktor Schwannecke das Restaurant eröffnet, das er nach dem Vornamen seiner Frau benannte. Doch sagte man "zu Schwannecke", wenn man dorthin essen, schlemmen, plaudern und angeben ging. Der Betreiber hatte seine Verbindung zum Theater nicht abreißen lassen, und sie brachte ihm eine sichere und ausgefallene Kundschaft ein. Premieren wurden ausschweifend bis in die Frühe gefeiert, auf den Zeitungsjungen wartend, der mit den ersten Rezensionen hereinkam. An einer Tafelrunde bei Schwannecke lernte Elias Canetti Isaak Babel kennen. Unter den Künstlern, die viel auf sich hielten und dies meisterhaft zur Schau trugen, fiel Babels Zurückhaltung auf. Nicht als "Schauspieler seiner selbst", nicht als "Berliner wie die anderen" war er gekommen, er wirkte eher als "Pariser". Verschwiegen und achtsam. Seine Aufmerksamkeit wandte er allem und jedem zu, nur für die Eitelkeiten der Künstler hatte er offensichtlich nichts übrig. Wo Canetti Babel beschreibt, beschreibt er seine fortschreitende Entzauberung. Das Berliner Leben ging schließlich an die Substanz. Schnell fanden der Autor der "Reiterarmee" und der "Geschichten aus Odessa" und der Student aus Wien zueinander. Wenn sie sich bei Schwannecke oder Schlichter trafen, dann nur, um sich gleich fortzuscheren. Sie fuhren in eine der vielen Aschingers-Bierquellen, die es überall in der Stadt gab. Dort bekam man für 30 Pfennig Löffelbissen mit Spitzbein und Brötchen, man saß mit Arbeitern am selben Tisch. So verbrachte Elias Canetti seine letzten Wochen in

Berlin. Gegen das Café-Geklirre hat das Lied keine Chance, sich durchzusetzen. Es kommt wie gemummelt aus den Boxen, als würde Madonna immer wieder die Stimme versagen. Stoßzeit im Mövenpick, ein Kränzchen an jedem Tisch. Beschürzte Kellnerinnen kreiseln mit Kuchen und Kännchen durch den Saal. Durch die Glaswand dunkelt im Schummerlicht der hohle Torso der Gedächtniskirche. Als der Breitscheidplatz Viktoria-Auguste-Platz hieß und dem Potsdamer Platz den Rang des verkehrsreichsten Platzes Europas abgelaufen hatte, lag zwischen der Budapester und der Tauentzienstraße ein Geschäftshaus in neoromanischem Stil. Das Erdgeschoss auf der Vorderseite gegenüber der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche nahm das Romanische Café ein, das hässlichste und meistbesuchte Kaffeehaus Berlins. Nachmittags, wenn Rauchschwaden über den Tischen waberten, der Boden mit Kippen übersät war und der Geräuschpegel weit über der Verträglichkeitsgrenze stand, lief die Arbeit dort auf vollen Touren. Im Romanischen Café wurden Stücke besprochen, Artikel bestellt, Texte auseinander genommen, Verleger und Intendanten gesucht, Verträge abgeschlossen und die letzten Dinge verhandelt. Es war die Künstlerbörse Berlins. Kurios, dass Canetti sie nur einmal erwähnt und dann auch sozusagen en passant. Wobei die Erwähnung ihm zum Urteil gerät über all das, was er in Berlin gesehen hatte: "Die Besuche im Romanischen Café, . die gewiss auch ein Vergnügen waren, galten nicht diesem allein. Sie entsprangen auch der Notwendigkeit zu einer Selbst-Manifestation, der niemand sich entzog. Wer nicht vergessen werden wollte, musste sich sehen lassen." Was freilich allezeit gilt. Das Europa-Center steht heute dort, wo sich das Romanische Café befand. Aus der Glasfassade des Mövenpick-Cafés in der ersten Etage blickt man auf den Platz hinunter, auf die rote Marmorgruft, die man Brunnen nennt, auf gehetzte Fußgänger, die in Handys palavern. Am Tisch nebenan besprechen zwei längst ergraute Damen Angelegenheiten ihrer Belle Époque. Um diese Uhrzeit geht der Museumsmann nach Hause, den Teich entlang. Ausgeknipst sind schon die Glühbirnen im Depot. Am Tauentzien stürmen Käufer die Geschäfte. Durchs Glas blinken Leuchtreklamen linker Hand. Katzenmutterseelenallein kratzt der Kirchenstumpf die Dunkelheit. Dem Dreiundzwanzigjährigen schwindelte es vor diesem Berlin, in dem das Neue ständig das Alte ablöste und die Dinge wie Leichen im Chaos umherschwammen.

Berlin (BLN) Deutsches Reich (D) Österreich (A)
Elias Canetti Literatur Alltag und Soziales Leben
Bericht Erfahrungsbericht Porträt Männliche Person
Historisches